

Aufwendig wie ein Staatsempfang

War die Verlobungszeit vorbei, folgte der offizielle Festakt. Teil 2, wie im alten Basel geheiratet wurde: Die Hochzeit

Von Karin Rey

Basel. Die folgenden Schilderungen der Hochzeitsbräuche in Basel beziehen sich auf Überlieferungen vom Ende des 19. Jahrhunderts, Anfang des 20. Jahrhunderts, wurden aber noch bis in die 1940er-Jahre, vereinzelt sogar bis Ende des 20. Jahrhunderts mit kleinen Abweichungen so beibehalten.

Eine Verlobungszeit dauerte im alten Basel in der Regel zwei bis drei Monate. In dieser kurzen Zeitspanne fanden zahllose Visiten, Bälle und Brautgastierungen statt (BaZ von gestern). Etwa vier Wochen vor der Hochzeit verschickte man die Einladungen. Dabei war ausschlaggebend, dass jede Familie, die zur Verwandtschaft gehörte, vertreten war. Bis zu hundert Gäste einzuladen, war keine Seltenheit.

Und dann kam er endlich, der grosse Tag, der zu einem nicht unbeträchtlichen, letzten Marathon für das junge Paar wurde.

Bereits im 17. Jahrhundert werden im Zusammenhang mit Hochzeiten sogenannte «Hofmeister» erwähnt. Ab 1900 war dies meist ein jüngeres, männliches Familienmitglied zwischen 18 und 20 Jahren, was erstaunlich ist, wurden doch von ihm grosses Organisationstalent und Diplomatie erwartet. Er musste die Gästeliste verwalten, verteilte Trinkgelder gemäss genauer Liste, organisierte die Kutschenfahrt in die Kirche und begleitete durch das ganze Hochzeitsfest, entsprechend unserem «Dätschmeister».

Ziviltrauung am selben Tag

Geheiratet wurde nur an einem Dienstag oder Donnerstag, dabei war der Monat Mai sehr beliebt. Die Ziviltrauung fand am Tag der Hochzeit, um zehn Uhr morgens, statt. Als man dann nach dem Ersten Weltkrieg begann, die Flitterwochen im Ausland zu verbringen und demzufolge den neuen Pass dazu brauchte, verschob man den Weg aufs Standesamt auf einige Tage vor der Hochzeit. Die «Jumfere Hochzeiterin» erschien im schwarzen Seidenkleid und Hut, der Herr Hochzeiter im Gehrock und auch die Trauzeugen waren selbstverständlich elegant gekleidet. Kam man vom Standesamt ins Brauthaus zurück, durfte eine extra dafür ausgezeichnete Servierfrau die Wagentüre öffnen und das Brautpaar als Erste mit dem neuen Namen begrüssen oder «verschrecke».

Man pflegte damals den Doppelnamen mit Bindestrich zu tragen. Da man unter seinesgleichen heiratete, sich also die Namen ständig wiederholten, war dies ein Versuch, die Ehepaare voneinander unterscheiden zu können. Aber auch das funktionierte nicht wirklich, da es sogar Wiederholungen im Doppelnamen, dazu auch im Vornamen gab. In manchen Familien hingegen wurde nach französischer Sitte die Ehefrau einfach mit Vornamen und Nachnamen des Ehemannes angeschrieben, also zum Beispiel Frau Emanuel Soundso.

Nach der Rückkehr vom Standesamt wurde die Braut in ihrem Elternhaus traditionsgemäss von ihrer Mutter angekleidet. Dabei herrschte ein Kommen und Gehen. Das Nähmädchen brachte das Brautkleid, ein Bote den Schleier, ein anderer den Kranz aus Orangenblüten. Dann erschienen die Coiffeuse sowie die Schneiderin, um notfalls letzte Änderungen vorzunehmen.

Das Brautkleid war aus edler, weisser Seide, hochgeschlossen, mit langen Ärmeln und einer Schleppe, seit Anfang des 20. Jahrhunderts manchmal halblang. Der Schleier, kunstvoll von der Coiffeuse festgesteckt, verhüllte das Gesicht und die ganze Figur. Darauf wurde der Kranz befestigt. Die Braut trug den Brautschmuck, den sie von den Schwiegereltern oder ihrem Bräutigam bekommen hatte, oft ging sie jedoch schmucklos. Brautheemd, Batist-Unterrock mit St. Galler Stickerei, weisse, seidene Strümpfe und Schuhe komplettierten die Ausstattung. Übrigens wurde das Brautkleid nachher immer eingefärbt und als Ballkleid ausgetragen. Der Bräutigam brachte den Brautstraus mit, ebenfalls aus Orangenblüten. Eine solche zierte auch sein



Keine Kosten gescheut. Das Brautkleid war aus edler, weisser Seide. Fotografie eines Basler Brautpaares aus einem Privatarchiv, aufgenommen 1927.

Knopfloch. Schliesslich verschwanden alle Helfer, die Braut war bereit, die Dienstboten standen auf ihren Posten und in den Wirtschaftsräumen duftete es nach Kaffee. Unterdessen waren auch zahlreiche Glückwünsche, auf grosse Bogen weisses Papier geschrieben und oft mit passenden Bibelstellen versehen, eingetroffen.

Gegen 14 Uhr trafen die Gäste im Brauthaus ein, die Damen bereits in Ballrobe und Abendhut, die Herren im Frack mit weisser Binde und Lackschuhen. Die Mütter des Brautpaares sowie die älteren Damen kamen in Schwarz. Junge Mädchen trugen keine Hüte, sondern oft Blumen oder Bänder im Haar.

Das Brautpaar sowie beide Elternpaare empfingen die Gäste. Bei Kaffee und in selteneren Fällen auch Schnäpser wurde der Gabentisch begutachtet und eifrig kommentiert. Die Kutscher, mit einem bunten Strauss und weisser Schleife an der Brust ausgestattet, verpflegte man mit Weisswein, Salzringen, Brot und Wurst. Diesen ersten Teil der Hochzeit nannte man «Bruthus» oder «Zämmefahre», da sich die Gäste alle im Brauthaus trafen und dann zusammen zur Kirche fuhren.

Kutschenfahrt in die Kirche

Die Kutschenfahrt in die Kirche erfolgte um 15 Uhr und wurde vom Hofmeister organisiert. Er verteilte die Gäste neu auf die verschiedenen Wagen und las die Liste «zum in die Kirche fahren» bei der Haustüre ab. In noblen Kreisen wurde vor allem im Münster, im St.-Jakob-Kirchlein sowie in der Pauluskirche geheiratet. Heiratete ein Brautpaar ausserhalb seiner Kirchgemeinde, folgte ihnen der Pfarrer in die entsprechende Kirche, um dort die Trauung abzuhalten. Der Brautwagen war immer ein Coupé, mit Blumen geschmückt, und er fuhr selbstverständlich an erster Stelle.

Was die übrigen Kutschen anbelangte, war genau festgelegt, wer zusammen und an welcher Stelle im Zug fuhr. Im Übrigen wurden auch die Dienstboten in einer Kutsche mit in die Kirche genommen, nur eine Vertrauensperson blieb zurück, um das Haus und den Gabentisch zu hüten. Bis 1847 waren infolge der Reformationsordnung in Basel nicht mehr als acht Kutschen erlaubt. Später fühlte man sich umso stolzer, je länger der Wagenzug

war. 22 und mehr waren keine Seltenheit. Das erregte natürlich Aufsehen und Gedränge konnte entstehen, welches von sogenannten «Landjägern» gegen entsprechendes Trinkgeld kontrolliert wurde.

Bei grösseren Hochzeiten legte man einen Teppich vom Randstein bis zur Kirchentüre, beim Münsterportal wurde nach Bedarf zum Schutz gegen Wind und Regen sogar ein Zelt aufgestellt, damit die Gäste trocken in die Kirche gelangen konnten. Dieses kostete immerhin hundert Franken.

Geheiratet wurde nur an einem Dienstag oder Donnerstag, dabei war der Mai sehr beliebt.

Bis in die 1880er-Jahre wurden beim Einzug der Hochzeitsgesellschaft die Kirchenglocken geläutet, später wurde dieser Brauch leider aufgehoben. Lediglich das St.-Jakob-Kirchlein machte eine Ausnahme. Nun fuhr das Brautpaar als Erstes vor und stieg zügig aus, da nun ein Wagen auf den anderen folgte, und schritt gemeinsam zum Altar, wo der Pfarrer wartete, gefolgt von den Gästen in der Reihenfolge der Wagen. Dabei spielte der Organist Händels «Tochter Zion, freue Dich», eigentlich ein Weihnachtslied, aber im evangelischen Basel lange Zeit fester Bestandteil der Trauung. Dann trennten sich sowohl Brautpaar wie Gäste, indem die Herren links, die Damen rechts Platz nahmen. Die Braut sass in der ersten Reihe zwischen den Müttern, der Bräutigam zwischen den Vätern.

Nun hielt der Pfarrer seine Predigt und winkte das Paar danach zu sich. Darauf folgte die Liturgie des Ja-Wortes, der Ringwechsel sowie die Einsegnung. Bis etwa in die 1880er-Jahre pflegte der Pfarrer den Neuvermählten den Ring anzustecken. Da er diese aber manchmal verwechselte und somit hin und wieder einer zu Boden fiel, löste man sich von diesem Brauch. Nun trennte sich das Paar wieder und in demselben Zug, unter den Orgelklängen eines beliebigen Stückes, schritt man aus der Kirche. Die Kutschen fuhren vor, um die Gäste zur Feier zu bringen. Allerdings dehnte man, vor allem das Brautpaar, die Fahrt gerne etwas



Hufeisenförmige Formation. Tischordnung der Hochzeit von Wilhelm Vischer und Sophie Heussler, die am 13. 10. 1859 stattfand. Quelle Basler Staatsarchiv (PA 511619-02-02)



Vier Wochen im Voraus verschickt. Hochzeitseinladung von Theodor Staehelin und Marguerite Burckhardt aus dem Jahr 1898. Quelle Basler Staatsarchiv (PA 182 B 89 A1)

aus, zum Beispiel über das Bruderholz.

Die Feier selber fand, falls dieses gross genug war, im Elternhaus des Bräutigams statt oder man ging auswärts. Lange war für vornehme Hochzeiten das Sommer- oder im Winter das Stadtcasino sehr beliebt, das «Trois Rois» und ab der Jahrhundertwende die Hotels am Bahnhof oder das «Schützenhaus». Die Kosten, zählt man alle Trinkgelder dazu, waren jedenfalls beträchtlich. Kam das Brautpaar im Lokal an, wurde der Schleier der Braut von einer Coiffeuse aufgeschnitten und zurückgesteckt, danach kümmerte sie sich auch um die Frisuren der weiblichen Gäste. Anschliessend nahm das junge Paar die Glückwünsche entgegen und um halb sechs begann das Essen.

Lange waren die Tische hufeisenförmig angeordnet. Dies, sowie die Tischordnung, änderte sich jedoch im Verlaufe der Zeit. Die Dienerschaft speiste in einem separaten Raum. Vor jedem Platz lag eine Menükarte mit Fotografien der Brautleute, der Elternhäuser oder den Familienwappen sowie einem Namen darauf, sodass sie gleichzeitig Tischkarte war. In späteren Zeiten engagierte man auch einen Künstler oder Zeichner für eine etwas «frechere» Gestaltung.

Auf dem Tisch, üppig mit Blumen geschmückt, standen in regelmässigen Abständen sogenannte «Heiratstempel» aus Krokant, mit Zuckerguss und kleinen Figürchen verziert. Dazu kamen jede Menge Konfekteller mit verschiedensten Süßigkeiten wie Brunli und Anisbrötli, Schokoladen- und Hagebuttenmosschäumchen, Pralines, gefüllte Nüsse und Datteln.

Das Menü war ungemein üppig. Eigentlich handelte es sich um zwei ineinander verschachtelte Menüs, unterbrochen von einem alkoholhaltigen Sorbet und danach einer etwa einstündigen Pause. Diese nutzte man für eine kleine Aufführung der Kinder, welche in alten, abgelegten Kleidern die Eltern, Grosseltern oder sonstige ältere Herrschaften darstellten. Dann gab es auch zahlreiche Reden, dazwischen wurden die Wunschtelegramme vom Hofmeister verlesen. Das ständige «Toastieren» und dabei Aufstehen hinterliess so manchen Fleck von verschüttetem Wein auf den Festoblen, sodass man mit der Zeit sitzen blieb. Der Höhepunkt des Hochzeitsbanketts bildete, erstaunlicherweise

nicht nur für die Kinder, sondern auch die Erwachsenen, das Verteilen der «Bhaltis» am Ende der Feier. Diese waren in weisse Papiertüten mit Goldborte verpackt. Mitte des 19. Jahrhunderts bekamen die Hochzeitsgäste ein gebratenes Täubchen in Pergamentpapier eingepackt, später Mandelherzen, Schenkeli und anderes Gebäck.

Auch die Konfekteller auf den Tischen wurden herübergereicht und deren Inhalt mit Begeisterung in die Säcke gepackt, wenn nicht geschüttet. Die Heiratstempel, auf den Menükarten als «pièce montée» bezeichnet, wurden zerschlagen und auch eingepackt. Während des Krieges 1914 bis 1918 überreichte man Erbsen und Linsen. Seit 1941 wurden nur noch fertig abgepackte «Bhaltis» verteilt, und im Sommer 1942 wurde zum ersten Mal an einer Hochzeit darauf verzichtet.

Aufführungen und Schnitzelbänke

Nach dem schwarzen Kaffee folgten zahlreiche Aufführungen sowie Schnitzelbänke mit oft beissendem Witz. Erst am Schluss spielte eine Kapelle zum Tanz auf. Dabei verschenkte die Braut ihren Strauss sowie Stücke des Schleiers und tanzte mit ihrem frisch angetrauten Ehegatten den sogenannten Tischwalzer. Oft schon gegen 20 Uhr verschwand das Paar unauffällig, um sich direkt auf die Hochzeitsreise zu begeben, manchmal in einer ersten Etappe nur bis Luzern. Man kann sich unschwer vorstellen, wie erschöpft die beiden waren, geht man in Gedanken das ganze Tagesprogramm durch. Das Ziel der Reise blieb geheim, meist ging es jedoch nach Italien.

Kam das Paar zurück nach Hause, war seine neue Wohnung von den Müttern eingerichtet und alles aufs Sorgfältigste vorbereitet. Die Wäsche lag blütenweiss und eingeordnet im Schrank, die erste Mahlzeit war bereits vorgekocht und das frisch eingestellte Stubenmädchen empfing seine neue Herrschaft in weisser Schürze. Nun begann für das Paar ein eigentlich bis zu seinem Lebensende fest strukturierter Alltag, der sich mehr oder minder jahrein, jahraus wiederholte.

Übrigens, ein Ehegericht, das sich neben Fragen der Sittlichkeit und Ehebrechen auch mit Scheidungen befasste, gab es in Basel bereits seit der Reformation 1529.